Gewalt in den Medien

Autor(en): **Prisi, Jürg**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zoom-Filmberater**

Band (Jahr): **30 (1978)**

Heft 1

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-933204

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Sonntagsschule, kräftig und schön gezeichnet. Das Ganze ist ein Sechsstunden-Bilderbogen von zum Teil berauschender Schönheit, breit die Wundertätigkeit, hypnotisch beschwörend die Blicke des Meisters aus wasserklaren Augen. Bewegte Andachtsbilder im Herz-Jesu-Stil, aber nichts, was zu neuen Einsichten, zum Umdenken und Überprüfen seiner eigenen Lebenssituation führen würde.
Zwei neue Beiträge in der langen Reihe der Umsetzungsversuche der Evangelien ins Medium Film: Sie kommen beide nicht an Pasolinis Verfilmung des Matthäus-Evangeliums heran, wenn auch dort Einwände zu machen wären. Was uns jetzt geboten wird, ist einerseits ein ziemlich missglücktes Umfunktionieren von Jesus Christus zu einer Art Revolutionär, andererseits eine an der Oberfläche bleibende Nacherzählung der Ereignisse um Jesus von Nazareth im Zuckergussstil, welche vielleicht noch den Sinn haben könnte, dem des Lesens entwöhnten Massen-Christen den wichtigsten Stoff des Neuen Testamentes in Fernsehform zu übermitteln. Ob es überhaupt je möglich ist, diese wie ein Ferment im Teig der Welt wirkende Persönlichkeit mit ihrem Gedankengut im Film einzufangen? Inkarnation, das heisst Menschwerdung der göttlichen Liebe, kann wohl überhaupt nicht mit ausschliesslich historischen Rückgriffen dargestellt werden, sondern muss auch im Medium Film in unsere Zeit hinein neu geschehen.

Dölf Rindlisbacher

FORUM

Gewalt in den Medien

Wie weit bewirkt die Darstellung von Gewalt und Aggression in den Massenmedien die Verhaltensweise der Rezipienten in Konfliktsituationen? Die Diskussion um diese Frage ist in einer Zeit zunehmender Brutalisierung in vielen Lebensbereichen erneut in Bewegung geraten. Die widersprüchlichen Forschungsergebnisse, die – der nachfolgende Artikel versucht dies zu erhärten – vielleicht auch das Resultat einer falschen oder zumindest ungenauen Fragestellung sind, können uns nicht hindern, dieses Thema aufzugreifen. Es sollen in diesem Jahr in loser Folge Beiträge zur Problematik der Gewalt in den Massenmedien in unserer Rubrik «Forum» erscheinen. Dabei möchten wir Sie, liebe Leser, ermuntern, an dieser Diskussion teilzunehmen, uns ihre Erfahrungen und Ansichten mitzuteilen. Den Anfang macht ein Beitrag unseres Mitarbeiters Jürg Prisi, der mit einigen Gedankenanstössen die Auseinandersetzung lancieren will.

Im bekannten Zeit- und Sachrafferstil hat das bundesdeutsche Nachrichten-Magazin «Der Spiegel» am 12. Dezember 1977 unter dem Titel «Fernsehen und Gewalt» («Weckt die Gewalt im Fernsehen Brutalität und Kriminalität bei Fernsehzuschauern?») die gleichen heissen Kartoffeln, die ein solches Thema mit sich bringt, (nach immerhin neun Seiten) mindestens ebenso heiss wieder fallen lassen. Bedenkenswert scheint dabei weniger der Umstand, dass sich heute weder die Öffentlichkeit, noch eine mehr oder minder immer noch sakrosankte Wissenschaft darüber sicher sind, wie Gewalt in jeder Form – speziell aber in den Medien – begegnet werden soll. Viel dringender stellt sich eher die Frage, warum denn der Begriff der «Gewalt» an sich bereits in einer Weise «öffentlich stabilisiert» scheint, als handle es sich hier um einen sachlich klar umgrenzten und ebenso real fassbaren Gegenstand, der «lediglich» noch in seinen engeren und weiteren gesellschaftlichen Bezügen gesichert werden muss.

Fragwürdige Fragestellung

Spricht «Der Spiegel» von Gewalt (im Fernsehen), wird dabei – in, wie ich meine, unzulässiger Weise – ein komplexes Problem zum Beispiel auf die Tatsache reduziert, dass der Hildesheimer Medienforscher Prof. Heribert Heinrichs «binnen einer Programmwoche des deutschen Fernsehens genau 80 Leichen, die bei 200 Verbrechen an- und umfielen, zählte» oder «der Durchschnittsdeutsche 127 Minuten täglich vor dem Fernsehgerät sitzt, Kinder eingeschlossen». Es muss – ohne erhärtete Fakten im mindesten anzweifeln zu wollen – einfach anders «gefragt» werden: Dass rund 1,64 Millionen Drei- bis Dreizehnjährige nach 20.15 Uhr beim «Aktenzeichen XY» unverdrossen aushalten, ist interessant. Die weit interessantere Frage, warum nämlich und aufgrund welcher Vorder- und Hintergründe Eduard Zimmermann, Autor und Moderator der ZDF-Sendungen «Aktenzeichen XY...ungelöst» und «Vorsicht, Falle» von Bundespräsident Walter Scheel kürzlich mit dem «Bundesverdienstkreuz am Bande» ausgezeichnet wurde, scheint sich in diesem Zusammenhang gar nicht aufzudrängen. Sie ist aber mindestens ebenso relevant wie all jene halbgegorenen sozialen Zusatzfragen, mit denen «Der Spiegel» mit Bezug auf bundesdeutsche und ausländische Forschung seine Leser erst einmal buchstäblich vernichtend bombardiert, um sie hierauf mit dem beruhigenden Gefühl, ihre Unsicherheit hinsichtlich des Phänomens «Gewalt» sei eine durchaus allgemeine, wieder vor den Bildschirm zu setzen.
Die Aufgabe einer sich der Fragwürdigkeit ihrer eigenen Stellung bewussten Medienkritik kann es weder sein, «Leichen zu zählen» (um beim Beispiel zu bleiben), noch mögliche soziale Hintergründe und Mechanismen hinsichtlich ihrer vielschichtigen gegenseitigen Verflechtung in voller Breite auszuleuchten. Innerhalb des besprochenen Mediums (zum Beispiel des Films auch ausserhalb der Fernsehprogramme) mag sie jedoch durchaus gerade durch bewusste Beschränkung auf thematische Teilaspekte einen zusätzlichen Vorteil unter Einschluss der näher damit verbundenen sozialen Bedingungen (Entstehungsgeschichte eines Films beziehungsweise ihr Anlass/Rezeption usf.) erkaufen. Die Aktualisierung bestehender Parallelen zwischen Wirklichkeit und filmischer Abbildung wird schon durch die «Machbarkeit» des Films, beziehungsweise die durch ihn sekundär hergestellte Wirklichkeit, zur hinreichend begründeten Notwendigkeit.
Der noch offenen wissenschaftlichen Diskussion hinsichtlich der Ursachen und Leitmechanismen von Aggression zum Trotz, ist «Gewalt», was wiederum «Der Spiegel» in diesmal schlagend überzeugender Weise nahebringt, nicht nur eine Hauptfrage der (Über-)Repräsentation in filmischer Darstellung, sondern und vor allem ein Thema, das weite Teile der Öffentlichkeit intensiv beschäftigt und mit dem man sich wohl oder übel auseinanderzusetzen hat. Wie wiederum gerade die bestehenden wissenschaftlichen Zweifel zeigen, kann – was die Medien angeht – ein anderer Weg der «Wahrheitsfindung» nur über differenziertere und bewusstere Rezeption des dargestellten Gegenstandes führen. Unser Augenmerk muss sich mit andern Worten vermehrt primär auf das «nichtursächliche Wie» des Erlebens und die eventuell damit verbundene Frage nach dem «Warum» davon abhängiger Verhaltensweisen (zum Beispiel Fernsehgewohnheiten) konzentrieren.
Im Folgenden sollen nun, ohne damit eine spezifischere Auseinandersetzung um Gewalt oder Aggression an sich vorwegzunehmen, in enger Anlehnung an das Medium Film einige Punkte aufgegriffen und später in irgendeiner Form intensiver behandelt werden. Vorderhand seien der Vollständigkeit halber noch einige Anmerkungen zur Begriffsklärung erlaubt.

Gewalt innerhalb des Mediums Film

Im Film beschränkt sich Gewalt – genausowenig wie im Alltag – nicht nur auf «eindeutig bestimmbare aggressive Akte», wie etwa das Abfeuern eines Revolvers oder auch das Versetzen eines unbedingt tödlichen Handkantenschlags. Im Extremfall

kann sogar die schmollende Abwehr eines Kusses durch die Filmdiva (Wegdrehen des Kopfes) mit Fug und Recht als «aggressiver Akt» bezeichnet werden, gerade wenn gewisse Richtungen der heutigen Aggressionsforschung nicht ausgeschlossen werden sollen.
Das Angebot der verschiedenen Film-Genres ist, wie dieses Beispiel illustrieren mag, in seiner ganzen Breite, vom Schlachtfilm bis zur zärtlichen Romanze, als durchaus repräsentativ anzusehen: «Gewalt» erstreckt sich über alle Lebensbereiche.
Die Darstellung von Gewalt im Film beinhaltet ferner verschiedene, nicht zu unterschätzende Gefahrenquellen. Ausgehend von der Tatsache, dass ein Regisseur bereits Realität interpretiert, seine Darstellung von Gewalt also in nicht unbedingt analoger Proportion auf den anvisierten «Alltag» rückschliessen lässt, muss hauptsächlich die Trennung zwischen «Einsatz von Gewaltdarstellung als Thema» und «Einsatz von Gewaltdarstellung als (filmisches) Mittel» strikt eingehalten werden. James-Bond-Filme beispielsweise haben, entgegen aller Erwartung, Gewalt nicht zum Thema, sondern verwenden sie als (aktionstreibendes) Mittel. Sam Peckinpah seinerseits schaltet Gewaltdarstellung in etwas komplexerer Weise seiner Hauptthematik «Gewalt» als ausdrucksstarke Illustration parallel. Andere Filme – die einschlägigen Dokumentarwerke eingeschlossen – stellen sich ganz auf den Standpunkt des «neutralen» Beobachters thematisch ablaufender Gewaltdemonstration. Im übrigen spielt die Art und Weise von Gewaltdarstellung eine wesentliche Rolle: Sie muss unter Einbezug der angeführten Unterscheidungen primär auf ihren absoluten Realitätsgehalt (innerhalb des Films, wie über ihn hinaus) kritisch überprüft werden.

Gewalt ausserhalb und in Bezug auf das Medium Film

Das «öffentliche Primat» hat hier, wie die bundesdeutsche Medienforschung aber auch wissenschaftliche Untersuchungen in Europa und den Vereinigten Staaten üppig aufzeigen, die Gewalt*vermittlung* durch die Medien oder die *Art und Weise der Rezeption* von Gewalt. Wie Gewalt überhaupt in die Medien kommt, scheint eine ganz andere – sehr zu Unrecht vernachlässigte – und wesentlich weniger erforschte Frage zu sein. Im Gefolge verschiedener mehr oder weniger plausibler Aggressionstheorien haben sich auf diesem Gebiet jedenfalls zum Teil feste «gängige Meinungen» gebildet, die nach Gutdünken der jeweiligen Argumentation angepasst werden. Jede Richtung von Aggressionsforschung hat oder hätte verschiedene Konsequenzen hinsichtlich ihres sozialen Gesamtanwendungsbereichs, wenn ihre Erkenntnisse auch konsequent praktisch umgesetzt würden. Stellt man sich auf die Seite irgendeiner (jedenfalls ungesicherten) Theorie, kann und darf man sich diesen Überlegungen selbstverständlich nicht verschliessen. Die Tatsache, dass beispielsweise unser schulisches Erziehungssystem bis heute weniger auf theoretischen, als vielmehr auf «moralischen» und gesellschaftlichen Überzeugungsprinzipien beruht, ist in diesem Zusammenhang allerdings kein Hinderungsgrund für die Annahme neuer theoretischer Grundsätze, die – ob nun falsch oder nicht – «Erfolg» oder wünschbare Ziele repräsentieren.
Dem «Spiegel» zufolge fallen für das Medium Film vorab zwei Linien in Betracht (auf die theoretische Herleitung und Entstehungsgeschichte der jeweiligen Richtung wird hier aus Platzgründen verzichtet):

1. Die Katharsisthese oder auch «Hydraulisches Modell»: Diese Annahme setzt einen (biologischen) Trieb voraus (Aggressionstrieb/Sexualtrieb usw.), der sporadisch eine «Abreaktion» erfahren muss. Am Beispiel der Sexualität: Steigendes sexuelles Verlangen – Paarungswunsch – Triebbefriedigung – Erholungszustand – steigendes sexuelles Verlangen usw.
2. Die Vorbildwirkung: Sie ist besonders günstig, wenn das Fehlen der durch das Vorbild repräsentierten Eigenschaften bereits als persönlicher Mangel oder Nachteil erlebt wurde. Zur Vorbildwirkung kommt es jedoch auch dann, wenn durch das Vor-

bild ein verdeckter, noch nicht bewusst gewordener Mangel aktualisiert wird (Wörterbuch der Psychologie).
Ganz im Gegensatz zum «Spiegel» wird hier bewusst auf den Begriff der *«Lern- und Leitbildtheorie»* verzichtet, da ein solcher gar nicht existiert. Das Magazin vermerkt dazu: «Die einen schwören auf die Lern- und Leitbildtheorie, wonach Kinder, die kriminelle Gewalttaten begehen, selber solche Gewalt erlebt haben. Die andern glauben an die Katharsisthese, die von Freud entlehnte Theorie der Abreaktion, wonach bereits die kindliche Phantasie angefüllt ist mit zerstörerischen Trieben, die beim Anblick von Gewalttaten neutralisiert werden.»
Ganz abgesehen von dieser Formulierung ist der hier konstruierte Gegensatz zwischen «Katharsistheorie» und «Lerntheorie» – indem hier «Aktion» der «Neutralisation» gegenübergestellt wird – schlicht unhaltbar. Hier würde sich die Frage schon aufdrängen, warum denn der kathartische Prozess unbedingt direkt vor dem Bildschirm stattfinden muss und sich – unter Einschluss des Lerneffekts einer Kenntnisnahme von gewaltanwendenden Methoden – nicht in näherer oder fernerer Zukunft abspielen könnte. Beide Ansätze stützen sich jedenfalls auf ein mehr oder weniger mechanistisches Prinzip der direkten Gewaltvermittlung durch Gewaltdarstellung. Dazu der «Spiegel»: «Viel näher läge – und viel plausibler scheint – die Annahme, dass Gewalt im Fernsehen nicht ein gewissermassen krimineller, sondern ebenso wie andere Inhalte dieses Mediums ein wirksamer kultureller Faktor ist (...), dass die Dauerberieselung mit mal realem, mal fiktivem Konfliktstoff langfristig das Weltbild beeinflusst...» –

Wie kommt Gewalt in die Medien?

Die Diskussion ist nach wie vor offen: Ob Film (im Fernsehen und ausserhalb) nun direkt Aggression bewirkt, schon bestehende Dispositionen verstärkt oder «Gewalt» wie jedes andere Thema vermittelt, ist nicht geklärt. Nun gibt es natürlich – es wurde schon angetönt – noch andere Methoden zur Bewältigung einer derartigen Problematik. Eine davon ist die der «schlimmsten Annahme»: Erklärt eine gewisse Theorie (mit starkem Plausibilitätscharakter) auf praktischem Gebiet – bei einem angenommenen, objektiv «wahren» Zutreffen – verschiedene, höchst unerwünschte und schädliche Zustände, gilt sie im allgemeinen solange als «bewiesen», bis sie einmal endgültig hieb- und stichfest widerlegt worden ist. Nimmt man also bei Film und Fernsehen in ihrer Wirkung auf Jugendliche eine direkte (mechanistische) Beeinflussung via Identifikation und Vorbildwirkung an, so müssten zum Beispiel «brutale Krimis» solange vom Programm abgesetzt werden, bis ihr Stellenwert sicher bestimmt werden kann. «Es muss nicht immer gleich Mord sein», der abfärbt, wie der «Spiegel» nach recht anschaulichen Beispielen richtig bemerkt. Als problematisch erweist sich hier auch eine sekundäre Aufklärung und Relativierung der einschlägigen Programme durch das Fernsehen selber (siehe auch ZOOM-FB 19/77: «Serie über Serien»).
Ohne den uralten Filmkritiker-Witz – was will denn der Regisseur mit diesem Film? – im mindesten zu stützen, möchte ich doch eine Frage wiederholen: Wie kommt «Gewalt» eigentlich in unsere Medien? Wie kommt es, dass schematische, auf ethisch fragwürdigen Prinzipien basierende «Unterhaltung», die nicht selten von ihrem Produzenten (zum Beispiel dem Fernsehen) selber durchaus als solche erkannt ist, dennoch weiterhin geschickt vermarktet wird? Welchen Stellenwert hat diese Unterhaltung hinsichtlich unseres «grauen Alltags»? Kann die Bedürfnisstruktur des Publikums wirklich auf das nach wie vor vertretene Prinzip direkter «Wunscherfüllung» reduziert werden?
Vielleicht hat gerade in Bezug auf solche Probleme die Medienkritik ihre eigene Rezeption weniger definiert und gefestigt, als gemeinhin anzunehmen ist. Obwohl es – wie erwähnt – nicht ihre Aufgabe sein kann, soziologische Studien zu betreiben, bedeutet gerade ihr Eintreten auf Produkte beliebig schlechter Qualität und der Um-

stand, dass oft ebendiese Produkte in sich, jedoch nicht in einem weiteren sozialen Kontext «kritisiert» werden, vielfach die kompromisslose Aufgabe eines unschätzbaren «Platzvorteils». Wenn nicht gerade der «Spiegel», so muss doch irgendeine Seite (innerhalb des in seinen mannigfachen Wechselwirkungen «unentwirrbaren Knotens» von Darstellungs- und Rezeptionsprozessen) schliesslich einmal bereit sein, ein gewisses Mass an «Verantwortung» für Zustände, «gegen die ein einzelner ohnehin nicht ankommt», zu übernehmen.

Jürg Prisi

TV/RADIO-KRITISCH

Vom Umgang mit Geschichte im Fernsehen

Gedanken zu einer Sendung zum 200. Todestag Albrecht von Hallers (12. Dezember 1977, Fernsehen DRS)

Das von Eduard Stäuble geschaffene Filmporträt über den Berner Physiologen, Anatomen, Arzt, Naturforscher und Dichter interessierte sich vor allem für dessen Stellung zur Gesellschaft seiner Zeit, aber gleichzeitig auch für die Frage, was der grosse Haller uns heute noch bedeuten könne. Zu diesem Zweck liess man den Universalgelehrten aus seinem Grabe steigen und setzte ihn vor die Kamera: Der Schauspieler Hans-Dieter Zeidler übernahm dessen Rolle und stellte sich im Dialog den Fragen des unsichtbar bleibenden Autors.

Dem auftretenden Haller ist es wichtig zu betonen, dass er sich vor allem als Naturforscher verstand und versteht. Im Widerspruch zum Interviewer schätzt er seine dichterischen Arbeiten (insbesondere auch den Gedichtzirkel «Die Alpen») gering ein und tut sie als Jugendsünde, als frühe poetische Krankheit ab. Dass er in der heutigen Zeit eher als Dichter bekannt ist, behagt ihm nicht. Seine Arbeiten zur Erforschung des pflanzlichen und menschlichen Organismus seien wichtiger gewesen und hätten der Spekulation und Schönfärberei in der Wissenschaft ein Ende gesetzt. Dass diese Erkenntnisse heute lediglich noch in Fachkreisen ihr Gewicht haben, betrübt ihn, denn er möchte sie weiter verbreitet wissen; und überhaupt habe er eine tiefe Abneigung gegen Fachkreise.

Abneigung habe er zu seiner Lebzeit auch stets gegen die aufkommende materialistisch-mechanistische Richtung der Wissenschaft verspürt. Und Voltaire, der auf Gott verzichtet habe, sei ihm verhasst gewesen. Er selber habe immer versucht, seine Rolle als aufklärerischer Wissenschaftler mit derjenigen eines gläubigen Christen in Einklang zu bringen, was ihn in grosse innere Nöte und Spannungen versetzt habe. Äussere Zwänge habe er indessen erlebt, wie er aus Gründen der Einsamkeit seine Professur in Göttingen aufgegeben habe und in seine geliebte Vaterstadt Bern zurückgekehrt sei, um Diener derselben zu werden: Eine Stellung als Inselspitalarzt wie auch eine solche als Professor sei ihm vom Patrizierregime verweigert worden. 1753 habe ihm das Los schliesslich doch noch ein Amt verschafft. Zum Rathausammann bestimmt, habe er als Türöffner für den Schultheiss und als Stimmenzähler fungieren können. Später sei er dann noch Inspektor der bernischen Salzwerke und Statthalter in Aigle geworden, wogegen ihm ein Sitz im Kleinen Rat, dem einzigen, politisch massgeblichen Organ, verwehrt geblieben sei. Dies, obwohl er, wie sein Gesprächspartner angibt, weltbekannt gewesen sei und zum Beispiel in seinem Todesjahr von Kaiser Joseph II. persönlich aufgesucht worden sei. Tröstlich sei immerhin die Anerkennung, die er heute geniesse, und auch der Umstand, dass sein Kopf auf die neue 500-Franken-Note geprägt worden sei, zeuge von ihr. Damit werde er sicherlich über die Fachkreise hinaus bekannt werden...

Beim Betrachten des hier kurz skizzierten Porträts stellte sich mir die Frage nach